

beziehungswEISE

JUNI 2018

INFORMATIONSDIENST DES ÖSTERREICHISCHEN INSTITUTS FÜR FAMILIENFORSCHUNG WWW.OIF.AC.AT

INHALT

- | | | | |
|-----------------|--|------------------|--|
| 1 STUDIE | Geschwistermobbing
Risikofaktoren und
Langzeitkonsequenzen | 6 STUDIE | Männlichkeit, Sexualität, Aggression
Eine Buchrezension zu Metzger &
Damasch 2017 |
| 5 SERIE | Wussten Sie, dass ...
... sich die Mehrkosten für Elementar-
bildung schon rechnen? | 8 SERVICE | termin: Professionalisierung des
elementarpädagogischen Personals
publikation: Pfade in die Krise
termin: Was heißt schon ALT? |

STUDIE

Geschwistermobbing

RISIKOFAKTOREN UND LANGZEITKONSEQUENZEN

VON SLAVA DANTCHEV UND DIETER WOLKE

Warum sind Geschwisterbeziehungen wichtig?

Geschwisterbeziehungen sind die längsten zwischenmenschlichen Beziehungen, die wir im Laufe unseres Lebens haben (Caffaro 2014). Geschwister verbringen in der Kindheit oft täglich Zeit miteinander. Im späten Jugendalter und frühen Erwachsenenalter sehen sie sich weniger und werden oft wieder enger, wenn Geschwister Kinder haben (Onkel, Tante) und wenn es um die Pflege der Eltern im Alter geht. Der tägliche Umgang zwischen Geschwistern kann einen großen Einfluss auf die Entwicklung eines Kindes haben. Liebevoller und einfühlsamer Geschwisterbeziehungen können Kindern helfen, schwierige Lebenssituationen wie die Scheidung ihrer Eltern oder problematische Freundschaften zu bewältigen. Auch gelegentliche Konflikte zwischen Geschwistern können positiv zur individuellen Entwicklung beitragen, indem sie Kindern die Möglichkeit geben, sich emotionale, soziale und kognitive Kompetenzen anzueignen (Wolke et al. 2015). Problematisch wird es jedoch, wenn die Geschwisterbeziehung von negativen Interaktionen

und aggressivem Verhalten beherrscht wird. Unter diesen Umständen können die Gesundheit und das Wohlbefinden von Kindern leiden.

Ungefähr 85 % der Kinder wachsen in einem Haushalt mit Geschwistern auf (Wolke et al. 2015). Gewalt zwischen Geschwistern ist die häufigste Form der Gewalt, die Kinder im Kindesalter erfahren, mehr als von Eltern oder anderen Gleichaltrigen (Caffaro 2014). Erstaunlich ist, dass Geschwisterbeziehungen in Theorien zur Entwicklung und Entstehung von Psychopathologie bis zum heutigen Tage weitgehend vernachlässigt wurden. Eltern und Fachkräfte im Gesundheitswesen normalisieren oft das Gewaltverhalten zwischen Geschwistern, und Forscher haben sich fast ausschließlich auf den Einfluss von Eltern konzentriert, und dabei übersehen, dass Kinder oft mehr Zeit mit Geschwistern als mit den Eltern verbringen. Die Zeit und Qualität der Beziehungen mit Geschwistern, wie wir aufzeigen, kann starke Auswirkungen auf die kindliche Entwicklung haben.

Geschwistermobbing

Wenn ein Kind seinen Bruder oder seine Schwester regelmäßig, wiederholt und mit Absicht seelisch, körperlich oder sozial verletzt, und ein Machtunterschied zwischen Geschwistern gegeben ist – real (z.B. Unterschiede im Alter, Stärke, Größe) oder wahrgenommen (hat die Unterstützung der Eltern, ich kann mich nicht wehren) – dann redet man von Geschwistermobbing (Wolke et al. 2015). Seelisches oder soziales Mobbing umfasst Taten wie z.B. Anschmauen, Kleidung verstecken, vor den Eltern schlechtmachen, Gerüchte verbreiten oder seinen Bruder oder seine Schwester ausgrenzen. Körperliches Mobbing dagegen umfasst Verhalten gegenüber dem Geschwisterkind wie Schubsen, Schlagen oder Erpressen. Je nach Studie und Definition werden 15–50 % der Kinder von ihren Geschwistern gemobbt, und 10–40 % der Kinder mobben ihre Geschwister (Wolke et al. 2015). Die Prävalenz ist somit höher als jene des Schulmobbings.

Ursachen

Die Gewalt zwischen Geschwistern wird vor allem evolutionär oder mit sozialen Lerntheorien erklärt (Caspi 2012). Evolutionär betrachtet stehen Geschwister innerhalb des Familiensystems als angeborene Rivalen zueinander. Jedes erstgeborene Kind kann den vollständigen Umfang aller Ressourcen (z.B. Liebe, Aufmerksamkeit oder materielle Ressourcen) genießen, welche die Eltern für die Kinderziehung zur Verfügung stellen. Mit der Geburt von jedem zusätzlichen Kind wird die Verfügbarkeit von diesen elterlichen Ressourcen für das erstgeborene Kind vermindert. Dies führt oft zu Geschwisterrivalitäten und Konflikten, wobei Kinder im Alltag wegen der hoch ersehnten elterlichen Ressourcen konkurrieren. Wenn ein Kind das Gefühl hat, dass sein Geschwister unfairerweise mehr Aufmerksamkeit von den Eltern bekommt, kann dies zu Frustrationen führen, die gegebenenfalls die Entwicklung von aggressiven Tendenzen und Gewalthandlungen zwischen Geschwistern in Gang setzen können. Diese sogenannte Geschwisterrivalität ist in allen Gesellschaften beschrieben worden (Levy 1993). Wenn die Rivalität zwischen Geschwistern über die ersten Monate und Jahre bestehen bleibt, kann dies zu Problemen führen.

Evolutionstheorien

In Übereinstimmung mit Evolutionstheorien zeigt sich, dass strukturelle Familieneigenschaften mit der Prävalenz von Geschwistermobbing in Beziehung stehen (Caspi 2012; Caffaro 2014; Wolke et al. 2015). Familien, die mehr Kinder haben, Familien mit mehr Buben, Erstgeborene und insbesondere Familien, in denen der Erstgeborene ein Bub ist, erleben mehr Geschwistermobbing. Geschwisterpaare mit einem

geringeren Altersunterschied mobben häufiger. Forschungsergebnisse zum sozioökonomischen Hintergrund der Familien sind gemischt. Einige Studien zeigen, dass Kinder, die aus Familien mit niedrigerem Gehalt, keiner elterlichen Ausbildung oder aus tieferen Gesellschaftsschichten kommen, öfters Geschwistermobbing erleben. Andere Studien zeigen wiederum, dass Kinder aus Familien mit höherem sozioökonomischen Status unter häufigerem Geschwistermobbing leiden. Unklar ist ebenso, ob mehr Gewalt zwischen Scheidungskindern herrscht.

Soziale Lerntheorien

Aus der Perspektive von sozialen Lerntheorien entwickeln Kinder aggressive Verhaltensmuster, indem sie aggressives Verhalten in sozialen Situationen beobachten, welches im Nachhinein belohnt wird (z.B. Dominanz über eine andere Person oder Erreichen eines Ziels). Kinder, die in Familien mit häuslicher Gewalt aufwachsen, lernen, dass man in einer zwischenmenschlichen Interaktion nur durch Schikanen und Gewalt an sein gewünschtes Ziel kommt. Kinder, die in einem feindlichen Umfeld groß werden, internalisieren dadurch oft ein negatives zwischenmenschliches Verhaltensmuster, welches sie dann in anderen sozialen Situationen weiterführen. Dies ist für Geschwisterbeziehungen wiederholt aufgezeigt worden (Caspi 2012; Caffaro 2014; Wolke et al. 2015). Zudem wurde gezeigt, dass Eltern, die inkonsequent in ihrer Disziplin sind, indem sie mal eingreifen und mal nicht oder ein beständiges raues Familienklima schaffen, das Risiko von Geschwistermobbing zwischen ihren Kindern erhöhen. Eltern, die oft miteinander streiten, können ebenfalls die Chancen steigern, dass Geschwister sich untereinander mobben. Häusliche Gewalt und Kindesmissbrauch haben ebenso einen starken Einfluss auf das Gewaltverhalten zwischen Brüdern und Schwestern. Ermutigend sind jedoch Forschungsergebnisse, welche zeigen, dass ein fürsorglicher Erziehungsstil, bei dem Eltern sich aktiv und liebevoll an der Erziehung ihrer Kinder beteiligen, vor Geschwister- und auch Gleichaltrigen-Mobbing schützen kann (Tippett & Wolke 2015).

Ein Manko der momentanen Forschung ist, dass die Ergebnisse zumeist auf Querschnittsstudien beruhen. Es ist daher nicht klar, ob die Eltern sich anders verhalten, weil die Geschwister sich mobben oder umgekehrt. Es besteht daher ein Bedarf an Langzeitstudien, die zur gleichen Zeit mehrere potenzielle Prädiktoren inklusive individueller Charakteristiken (z.B. Temperament der Kinder) erforschen können. Langzeitstudien, welche die Langzeitauswirkungen von Geschwistermobbing erforschen, wären auch hilfreich.

Autor*innen

Slava Dantchev, BSc, ist Doktorandin an der University of Warwick, England, wo sie von Prof. Dieter Wolke betreut wird. Ihre Doktorarbeit widmet sich der Untersuchung von frühzeitigen Prädiktoren und Langzeitkonsequenzen von Geschwistermobbing.

Prof. Dieter Wolke, PhD, ist Professor für Entwicklungs- und Differenzialpsychologie an der University of Warwick, England. Zu seinen Forschungsinteressen gehören die Entwicklungswege von psychischen Problemen über die Lebensspanne hindurch, die Langzeitkonsequenzen von Schulmobbing, der Erziehungsstil der Eltern und die Entwicklung von frühgeborenen Kindern.

Avon Longitudinal Study of Parents and Children (ALSPAC): <http://www.bristol.ac.uk/alspac/>

Auswirkungen auf das kindliche Wohlbefinden

Oft wird Geschwistermobbing mit Worten abgetan wie: „Kinder sind Kinder – da muss man durch.“ oder „Das macht einen stärker.“ Macht es Kinder wirklich stärker oder hat Geschwistermobbing gegebenenfalls negative Auswirkungen auf die Entwicklung? Querschnittstudien zeigen, dass Mobbing unter Geschwistern mit emotionalen und Verhaltensproblemen korreliert (Wolke et al. 2015). Kinder, die an Geschwistermobbing teilnehmen, entwickeln häufiger problematische Beziehungen zu ihren Mitschülern und beteiligen sich häufiger an Schulmobbing, sind häufiger einsam und unglücklich, weisen klinisch relevante Verhaltensstörungen auf, sind häufiger depressiv und werden häufiger als delinquent beschrieben (Wolke et al. 2015). Allerdings wird in diesen Berichten selten zwischen Tätern, Opfern oder Täter-Opfern unterschieden – die Auswirkungen können recht unterschiedlich sein.

Es gibt momentan nur eine Langzeitstudie, die über Langzeitkonsequenzen von Geschwistermobbing berichtet (Boyd et al. 2013). Langzeitstudien sind wichtig, denn nur durch solche Studiendesigns ist es möglich, einen zeitlich geordneten Kausalschluss über die Assoziation zwischen Geschwistermobbing und deren Folgen zu ziehen. Langzeitstudien können andere Variablen kontrollieren, die eventuell mit der Einflussvariablen (Geschwistermobbing) oder der Ergebnisvariablen korrelieren.

Studiendesign

Die beiden im Folgenden vorgestellten Studien basieren auf der „Avon Longitudinal Study of Parents and Children“ (ALSPAC). Für ALSPAC wurden in den 1990er Jahren 14.541 schwangere Frauen aus Avon, England, rekrutiert. Die Frauen wurden ab der 18. Schwangerschaftswoche untersucht, und die Kinder und Väter wurden mehrmals jährlich befragt und ab ihrem siebten Lebensjahr ins Studienlabor eingeladen, um an Interviews, psychologischen und körperlichen Erfassungen teilzunehmen. Geschwistermobbing war bei beiden Studien die Einflussvariable. Studie 1 untersuchte die Zusammenhänge zwischen Geschwistermobbing und klinischer Depression, Angstzuständen und Selbstverletzung im frühen Erwachsenenalter (Bowes et al. 2014). Studie 2 untersuchte die Zusammenhänge zwischen Geschwistermobbing und der Entwicklung von psychotischen Störungen im frühen Erwachsenenalter (Dantchev et al. 2018).

Methode

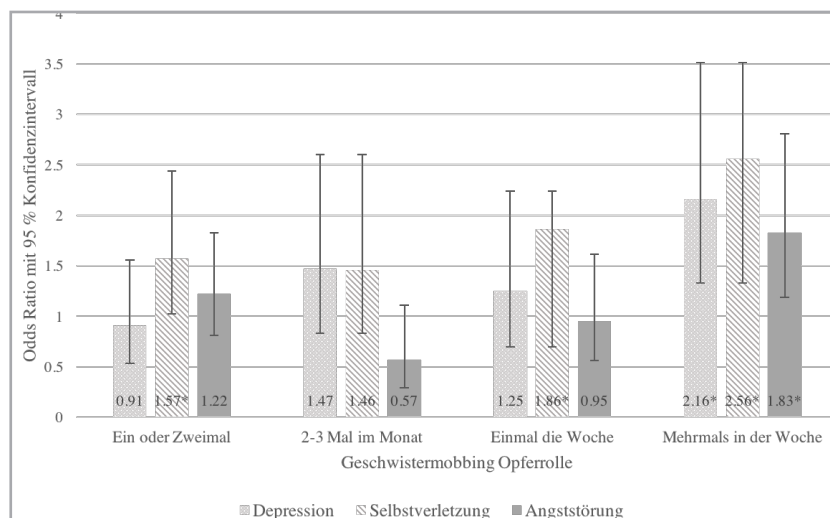
Geschwistermobbing wurde mit Hilfe eines Fragebogens untersucht, für den das „Olweus Bullying Questionnaire“ adaptiert wurde. Kinder wurden über

Geschwistermobbing befragt, als sie zwölf Jahre alt waren. Den Kindern wurde zuerst erklärt, dass es sich um Geschwistermobbing handelt, wenn ein Bruder oder eine Schwester sie mit Absicht verletzen möchte, indem sie gemeine und verletzende Dinge sagen, das Geschwister komplett ignorieren, hauen, treten oder prügeln beziehungsweise indem sie böse Gerüchte und Lügen verbreiten. Kinder mussten danach angeben, wie oft sie in den vergangenen sechs Monaten von ihren Geschwistern gemobbt wurden (sibling bullying victimization) und wie oft sie selbst ihre Geschwister gemobbt hatten (sibling bullying perpetration). Die Häufigkeit von Geschwistermobbing wurde anhand einer fünfstufigen Likert-Skala gemessen (0 = nie; 1 = nur ein- oder zweimal; 2 = zwei- bis dreimal im Monat; 3 = einmal die Woche; 4 = mehrmals in der Woche). Kindern wurde auch eine Mobbingrolle zugeteilt: „nicht involviert“ (kein Mobbingverhalten); „Täter“ (Kinder, die ihre Geschwister mobben); „Täter-Opfer“ (Kinder, die ihre Geschwister mobben, aber auch von ihnen gemobbt werden); „Opfer“ (Kinder, die von ihren Geschwistern gemobbt werden). Die Stichprobe mit allen Längsschnittdaten (inklusive Kontrollvariablen von der Schwangerschaft bis ins Erwachsenenalter) war für Studie 1 N = 3.452 und Studie 2 N = 3.596.

Studie 1: Depressionen, Angststörungen und Selbstverletzung

In dieser Studie (Bowes et al. 2014) wurden die Zusammenhänge zwischen Opfer-werden durch Geschwistermobbing im mittleren Kindesalter und Depressionen, Angststörungen und Selbstverletzungen im frühen Erwachsenenalter untersucht. Logistische Regressionsanalysen zeigen, dass Kinder, welche mehrmals die Woche von ihren

Abbildung 1: Odds Ratios für klinische Depression, Angststörungen und Selbstverletzungen mit 18 Jahren nach der Geschwistermobbing Erfahrung mit 12 Jahren.



N = 3,452. * = p < .05.

Referenzkategorie: nicht involviert

Geschwistern gemobbt werden, das doppelte Risiko haben, an klinischer Depression im frühen Erwachsenenalter zu leiden und sich selbst zu verletzen (Abbildung 1). Kinder, die oft gemobbt werden, haben ebenso ein fast doppelt so hohes Risiko, dass Angststörungen im Erwachsenenalter diagnostiziert werden (Abbildung 1).

Die Resultate verändern sich nur leicht und bleiben signifikant, wenn für individuelle Unterschiede (z.B. frühzeitige Verhaltensstörungen) Familien- (z.B. häusliche Gewalt) und Freundschaftsvariablen (z.B. Schulmobbing) kontrolliert werden.

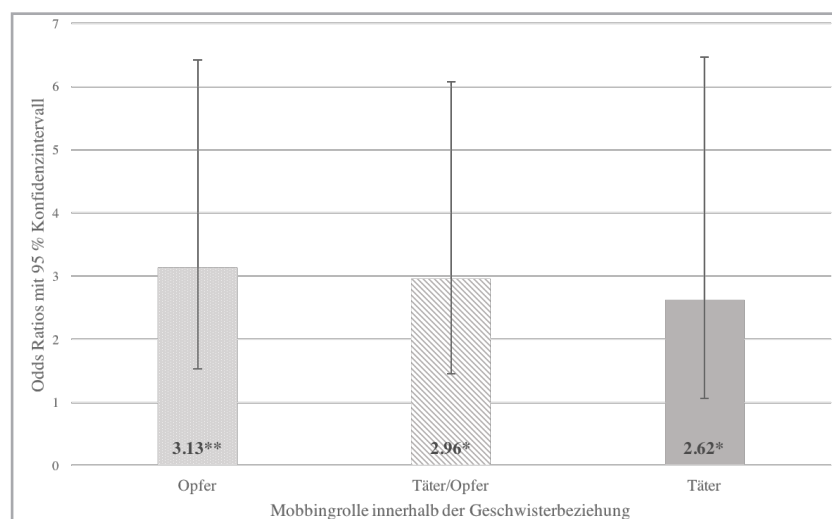
Studie 2: Psychotische Störungen

In der zweiten Studie (Dantchev et al. 2018) wurde erforscht, ob Geschwistermobbing im mittleren Kindesalter mit psychotischen Störungen (z.B. Halluzinationen, Paranoia, Wahnvorstellungen) im frühen Erwachsenenalter assoziiert ist. Wir waren daran interessiert zu ermitteln, ob verschiedene Geschwistermobbingrollen (nicht involviert, Täter, Täter-Opfer, Opfer) unterschiedlich mit psychotischen Störungen verknüpft sind. Die Forschungsergebnisse zeigen, dass sowohl Opfer-werden als auch Täter-sein in einer Dosis-Wirkungs-Beziehung mit psychotischen Störungen assoziiert sind. Multinomiale logistische Regressionen zeigen darüber hinaus, dass die Beteiligung in jeder Geschwistermobbingrolle das Risiko für psychotische Störungen um das Zweifache bis Dreifache erhöht (Abbildung 2), auch wenn sowohl frühzeitige psychische, psychotische und Verhaltensstörungen als auch Familienfaktoren kontrolliert werden.

Fazit

Geschwistermobbing ist keinesfalls ein harmloses Verhalten zwischen Kindern, das man als normative Etappe des Erwachsenwerdens betrachten sollte. Kinder, die von ihren Geschwistern gemobbt werden, aber auch Kinder, die als Täter agieren, haben ein langfristig erhöhtes Risiko, an mehreren psychischen Störungen zu leiden. Eltern, Forscher*innen und Fachkräfte im Gesundheitswesen müssen unbedingt auf die Gefahr und Langzeitauswirkungen von Geschwistermobbing hingewiesen werden. Kinderärzt*innen, Psycholog*innen und Psychiatrer*innen sollten bei der Präsenz von seelischen Störungen immer auch Fragen zu den Geschwisterbeziehungen stellen. Präventive Maßnahmen sollten entwickelt werden, um zu verhindern, dass alltägliche Auseinandersetzungen zwischen Geschwistern in körperlicher oder seelischer Gewalt eskalieren. Eltern brauchen Unterstützung, damit sie lernen, wie sie am besten bei Konflikten zwischen ihren Kindern eingreifen können, ohne

Abbildung 2: Odds Ratios für psychische Störungen mit 18 Jahren anhand der Mobbingrolle innerhalb der Geschwisterbeziehung mit 12 Jahren.



N = 3,522. ** = $p < .01$; * = $p < .05$.
Referenzkategorie: Nicht involviert

dass diese ausarten. Fachkräfte im Gesundheitswesen sollten Familien über Geschwistermobbing aufklären und sowohl Eltern als auch Kinder darauf ansprechen. Es besteht ein bestürzendes Manko an Interventionsstudien, die sich als Ziel setzen, negatives Verhalten zwischen Geschwistern zu verbessern und später nachzuforschen, ob dies die Langzeitfolgen von Geschwistermobbing verringern kann. ■

Kontakt: s.dantchev@warwick.ac.uk

Literatur

- Bowes, Lucy; Wolke, Dieter; Joinson, Carol; Lereya, Suzet Tanya; Lewis, Glyn (2014): Sibling Bullying and Risk of Depression, Anxiety, and Self-Harm: A Prospective Cohort Study. In: *Pediatrics* 134 (4), e1032–e1039.
- Boyd, Andy; Golding, Jean; Macleod, John A. A.; Lawlor, Debbie A.; Fraser, Abigail; Henderson, A. J. W.; Molloy, Lynn; Ness, Andy; Ring, Susan; Davey Smith, George (2013): Cohort Profile: the 'children of the 90s' - the index offspring of the Avon Longitudinal Study of Parents and Children. In: *International Journal of Epidemiology* 42 (1), S. 111–127.
- Caffaro, John V. (2014): Sibling abuse trauma. Assessment and intervention strategies for children, families, and adults. 2. Aufl. New York, NY: Routledge.
- Caspi, Jonathan (2012): Sibling Aggression. Assessment and Treatment. New York, NY: Springer.
- Dantchev, Slava; Zammit, Stanley; Wolke, Dieter (2018): Sibling bullying in middle childhood and psychotic disorder at 18 years: A prospective cohort study. In: *Psychological Medicine*. DOI: 10.1017/S0033291717003841.
- Levy, David M. (1939): Sibling rivalry studies in children of primitive groups. In: *American Journal of Orthopsychiatry* 9 (1), S. 205–214.
- Tippett, Neil; Wolke, Dieter (2015): Aggression between siblings: Associations with the home environment and peer bullying. In: *Aggressive Behavior* 41 (1), S. 14–24.
- Wolke, Dieter; Tippett, Neil; Dantchev, Slava (2015): Bullying in the family: Sibling bullying. In: *The Lancet Psychiatry* 2 (10), S. 917–929.

Wussten Sie, dass ...

... sich die Mehrkosten für Elementarbildung schon rechnen?

VON NORBERT NEUWIRTH

In den Regierungsprogrammen 2007 und 2008 wurden u.a. verstärkte Investitionen in Elementarbildungseinrichtungen vereinbart, die auch entsprechende Mehrkosten verursachten. Tatsächlich stiegen ab 2008 die Investitionen sowie die laufenden Kosten im Bereich der Krippen, Kindergärten und altersgemischten Einrichtungen deutlich an. Lagen die bundesweit zuweisbaren Gesamtkosten laut Kindertagesheimstatistik im Jahre 2005 noch bei insgesamt 1,1 Milliarden Euro, so erfuhr sie bis 2015 mit 2,3 Milliarden Euro mehr als eine Verdopplung. Ökonomisch sind diese Zusatzkosten von über 1,2 Milliarden Euro natürlich in erster Linie als langfristige Investitionen in die Kinder zu sehen, die sich ebenso langfristig rentieren werden. Es stellt sich aber bereits heute die Frage, inwieweit sich diese Ausgabensteigerungen via unmittelbar zuweisbarer Mehreinnahmen der öffentlichen Hand schon jetzt selbst finanziert haben.

In einer aktuellen ÖIF-Studie wurde dies näher analysiert. Hierfür wurden für den Analysezeitraum 2005 bis 2016 die unmittelbaren, sowie die vor- und nachgelagerten Wertschöpfungseffekte der Elementarbildungseinrichtungen den Kostenverläufen gegenübergestellt. Um die Gesamtheit der volkswirtschaftlichen Wertschöpfungs- und Beschäftigungseffekte hinreichend identifizieren zu können, wurden sie auf vier relevanten Ebenen untersucht:

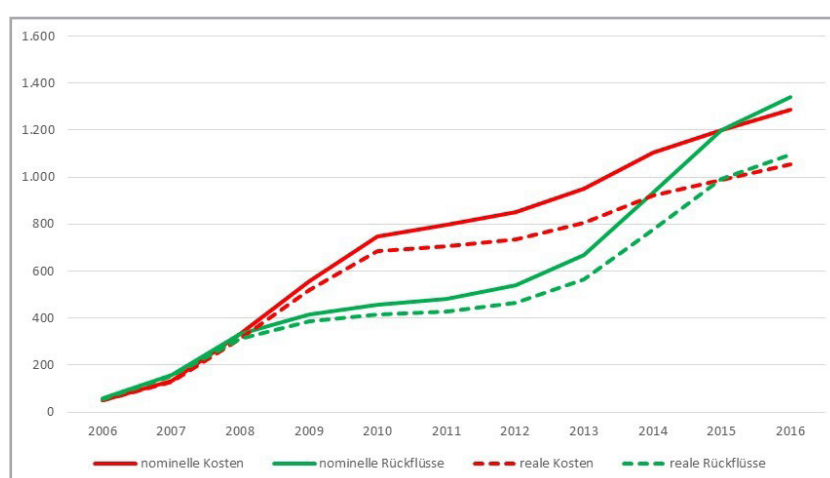
Ebene 1 – Der direkte Wertschöpfungs- und Beschäftigungseffekt: Es wurden im Bereich der Elementarbildung direkt messbare zusätzliche Nettoeinkünfte sowie weitere (para)fiskale Abgabenvolumina, also Sozialversicherungsbeiträge, Lohnnebenkosten sowie Lohn- und Einkommenssteuern, geschaffen.

Ebene 2 – Der indirekte Werteschöpfungs- und Beschäftigungseffekt: Die Investitionen in Neubauten und Gebäudeadaptierungen, der Kauf von Einrichtungsgegenständen und pädagogischem Material, aber auch der tägliche Bezug von Sachleistungen, wie Cateringdienste für Mittagessen, Reinigungsdienste, Gebäudeverwaltung, Finanzdienstleistungen uvm., also alle notwendigen Vorleistungen, die das elementarpädagogische Angebot erst ermöglichten, schufen weitere zuweisbare Wertschöpfungs- und Beschäftigungseffekte.

Ebene 3 – Der ermöglichte Beschäftigungseffekt:

Mit der Ausweitung des Angebots an elementarpädagogischen Leistungen konnten die Familien auch ihr effektives Arbeitsangebot ausweiten, indem der Elternteil, der zuletzt die Kleinkindbetreuung übernommen hatte, früher und/oder zu einem höheren Erwerbsummaß wieder in das Erwerbsleben einsteigen konnte. Dies steigerte nicht nur die verfügbaren Einkommen der Familien, sondern wiederum auch deren (para)fiskale Abgabevolumina.

Abbildung 1: Kumulierte Mehrkosten und zusätzliche Rückflüsse seit 2005 in Mio. Euro; nominell und real



kumulierte Werte seit 2005; nominell und real (p=2005)

Ebene 4 – Der induzierte Wertschöpfungs- und Beschäftigungseffekt: Zuletzt stellt sich die Frage, zu welchem Ausmaß die höheren verfügbaren Einkommen der Betroffenen nachfragewirksam wurden. Wie sehr regten sie die gesamtwirtschaftliche Nachfrage an und inwieweit stimulierten sie damit den volkswirtschaftlichen Output im Inland. Die erforderlichen Zusatzkosten der Elementarbildungsausweitungen hätten unter normalen Umständen über diese vier Ebenen bald kompensiert werden können. Die weltweite Finanzkrise, die Österreich ab 2009 erfasste, dämpfte aber die Möglichkeiten des früheren Wiedereinstiegs der Mütter. Vor allem war in dieser Periode der deutliche Umstieg von Vollzeit- zu Teilzeitstellen erkennbar. Dies wirkte vor allem dämpfend auf die (para)fiskalen Einnahmen in Ebene 3. Erst ab 2013 wirken die Wertschöpfungseffekte der vier Ebenen so, dass die jährlichen Kostensteigerungen kompensiert werden. Seit 2015 haben die (para)fiskalen Rückflüsse die aggregierten Kostensteigerungen vollständig kompensiert. ■

Kontakt: norbert.neuwirth@oif.ac.at

Zur Studie

Neuwirth, Norbert; Kaindl, Markus (2018): Kosten-Nutzen-Analyse der Elementarbildungsausgaben in Österreich. Der gesamtwirtschaftliche Effekt des Ausbaus der Kinderbetreuungsplätze. Wien (ÖIF-Forschungsbericht, 26). www.oif.ac.at

Männlichkeit, Sexualität, Aggression

Eine Buchrezension zu Metzger & Dammasch 2017

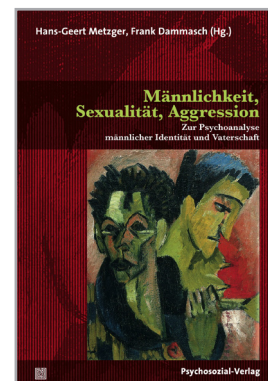
VON HELMWART HIERDEIS

In ihrer „Männer und ihre Krisen“ überschriebenen Einleitung umreißen die Herausgeber den Theorierahmen für die folgenden Beiträge. Die wichtigsten Auslöser für die Erschütterung des traditionellen Bildes vom Mann sehen sie im „Zusammenwirken von technologischen Umwälzungen, spätkapitalistischer Ökonomisierung aller Lebensverhältnisse und gendertheoretisch begründeten sozialpolitischen Infragestellungen traditioneller Geschlechteraufteilung“ (S. 8) sowie in der Zuwanderung von überwiegend jungen Männern aus patriarchalisch orientierten Kulturen. Die Mixtur führe zu einem „Retraditionalisierungsdruck“ (S. 9), wie er in „der wachsenden Begeisterung rechtsnationaler und religiöser Gruppen für das traditionell machtvoll heterosexuelle Männerbild der Vormoderne“ (S. 10) sichtbar werde. In der Geschlechtsidentität sehen sie das Ergebnis eines Zusammenspiels von biologischen Determinanten und deren psychosozialen Modifikationen durch ödipale Prozesse im Rahmen der Mutter-Vater-Kind-Triade. Vor diesem Hintergrund bilden die Texte drei miteinander verknüpfte thematische Schwerpunkte ab: Anthropologie, Aggression und Sexualität.

In „Männlichkeit – ein neuer dunkler Kontinent der Psychoanalyse“ charakterisiert Josef Christian Aigner Forschungsdefizite und Fehlannahmen im Hinblick auf das Verständnis des Mannes. Er ruft die seit Devereux diskutierte Verwicklung des Forschers in seinen Gegenstand in Erinnerung, die in den Genderdebatten oft vergessen werde. Von besonderer Bedeutung sind für ihn die in den einschlägigen Theorien gelegneten unterschiedlichen Erfahrungen der Leiblichkeit bei beiden Geschlechtern. Michael Diamond diskutiert die Schwierigkeit, einen allgemeinen Begriff von „Männlichkeit“ zu entwerfen. Er nimmt an, „dass eine fundamentale Verlust- und Unzulänglichkeitserfahrung sowohl eine unbewusste Ablehnung der Weiblichkeit als auch eine Überbewertung der Phallicität nach sich zieht“ und „möchte zeigen, dass diese uranfängliche Vulnerabilität die archaische Matrix des männlichen phallischen Narzissmus, des ödipalen Konflikts und der Weiterentwicklung des Jungen zur reifen genitalen Position bildet“ (S. 36). Im Anschluss daran beschäftigt sich Simone Korff Sausse mit dem „Vaterwerden in Familie und Gesellschaft heute“. Historische Beispiele zeigten, dass Männer kaum lernten, sich selbst als Väter zu reflektieren – vielleicht aus der Angst heraus, ein solcher Blick könne ihnen „das Infantil-Sexuelle des

Mannes“ oder „das Weiblich-Mütterliche im Mann“ oder „die Identifikation mit dem eigenen Vater“ (S. 98) zu sehr bewusst machen.

In „Aggression und Autorität in der Vaterschaft“ verdeutlicht Hans-Geert Metzger die Suche nach einem Vaterschaftskonzept, das einerseits Struktur- und Regelsetzung beinhaltet und damit Autorität repräsentiert, das aber andererseits nicht in aggressive patriarchalische Dominanz umschlägt. Nur ersteres ermöglicht dem Jugendlichen, der Identifikation mit dem väterlichen Aggressor zu entkommen und ein eigenes Wertbewusstsein zu entwickeln. Eine in den Männlichkeitsdiskursen kaum beachtete Frage bringt Dieter Bürgin in seinem Beitrag „Das Unverantwortliche-Verantwortliche in der Adoleszenz“ ins Spiel. (S. 123–150). Die Fähigkeit dazu, so seine These, wird im gegenseitigen Austrag von Begehren und Interessen erworben. Dagegen korrespondierten antisoziale Einstellungen mit der Unfähigkeit, Verantwortung für die eigene psychische Entwicklung zu übernehmen. Gestützt auf seine langjährigen Forschungen befasst sich Hans Hopf in „Unruhig-aggressive Jungen“ mit der Philobatie männlicher Heranwachsender. Sie ist für ihn anlagebedingter Bewegungsdrang und Externalisieren von Gefühlen und inneren Spannungen in einem. Psychoanalytisch gesehen handle es sich um einen Weg, mit Ängsten und psychischen Konflikten fertig zu werden. Damit die Philobatie die Entwicklung des Jungen nicht nachhaltig stört, bedarf es eines mütterlichen Objekts, das Containerfunktionen wahrnehmen kann, und eines väterlichen Objekts, das die Unruhe und Aggression des Jungen auffängt und liebevoll begrenzt. In „Aggressive Männlichkeit zwischen Ohnmacht, Angst und Allmachtsfantasie“ schlägt Frank Dammasch den Bogen von der Unruhe des Heranwachsenden zur Destruktivität. Am Beispiel eines aggressiven, sexualisierten und beziehungslosen Achtjährigen mit grandiosen Phantasien veranschaulicht er eine auch andernorts zu beobachtende zerstörerische männliche Dynamik. In der Therapie übernimmt der Analytiker eine haltende und damit sichernde Funktion, die beide Eltern nicht bieten können. Sie gewährleistet, dass das Kind die eigene Begrenztheit annehmen kann und sie nicht aggressiv und mit Allmachtsgehebe überspielen muss. Dass der Therapeut mit dieser Haltung gelegentlich sein Ziel nur teilweise erreicht, muss Mohammad Reza Davami in seinem Beitrag „Destruktive Aggressivität in einer



Publikation:

Hans-Geert Metzger, Frank Dammasch (Hrsg.) (2017). *Männlichkeit, Sexualität, Aggression. Zur Psychoanalyse männlicher Identität und Vaterschaft*. Gießen: Psychosozialverlag. 279 Seiten, 29,90 Euro.

transgenerational belasteten Vater-Sohn-Beziehung“ eingestehen, in dem er der Aggressionsentwicklung eines Mannes aus dem islamischen Kulturkreis nachgeht. Die Suche nach den Ursachen führt ihn zu einem lieblosen Vater, hinter dem aber weitere Vätergenerationen mit gleichen Beziehungsmustern sichtbar werden. Der Patient zeigt in kritischen Phasen narzisstische Rückzüge, Ohnmachtsgefühle, paranoide Verfolgungs- und Vernichtungsvorstellungen und Rachephantasien. Davami gelingt es zwar, den aggressiven Handlungsdruck zu verringern, aber der Patient verweigert den Blick auf die eigenen Anteile.

Peter Fonagy geht in „Eine genuin entwicklungspsychologische Theorie des sexuellen Lustempfindens“ von der Analyse eines Jugendlichen aus, der fürchtet, beim Sex in seiner Partnerin verloren zu gehen und der später sadistische Phantasien entwickelt. Fonagy stellt fest, dass die triebtheoretisch orientierte Psychoanalyse ihr Interesse an psychosexuellen Prozessen verloren hat und damit heute an der basalen Psychosexualität des Menschen vorbeigeht. Die Verleugnung des sexuellen Moments in der frühen elterlichen Affektregulation führt dazu, dass der Heranwachsende seine Genitalität erst in der Adoleszenz formen kann. In „Wenn Sex Angst macht“ berichtet Heribert Blass über Männer, die virtuell erzeugte sexuelle Phantasien realen sexuellen Begegnungen vorziehen, weil ihnen Frauen Angst machen. Bei Patienten, die „Cybersex“ bevorzugen, stößt er auf „eine Mischung aus Flucht und Kontrolle gegenüber Frauen und dem weiblichen Körper“ (S. 225). Pornografiekonsum, nimmt er an, könne manche Männer stabilisieren, weil sie glaubten, das Geschehen in der Hand zu haben, bei anderen löse er Ich/Über-Ich-Konflikte aus. Seinen Erfahrungen nach kann „Cybersex“ die sexuelle Identitätsbildung fördern. Wo er zwanghaft wird, ist in der Analyse seine „reparative Funktion zu beachten, um den Weg für eine weniger stereotype [...] Sexualität zu eröffnen“ (S. 237). In „Reproduktionsmedizin als neuer Einstieg in die Elternschaft“ verweist Ute Auhagen-Stephanos auf die zunehmende Aktualität des Themas (2 % aller Kinder sind „technisch erzeugt“). Eine der Ursachen sieht sie darin, dass viele Frauen sich ihrem Körper entfremdet haben. Ihnen versucht sie mit dem von ihr bindungstheoretisch begründeten und inzwischen vielfach erprobten „pränatalen Mutter-Kind-Dialog“ dabei zu helfen, positive Vorstellungen von Empfängnis und Schwangerschaft zuzulassen und Kinder zu gebären. Hans-Geert Metzger stellt die Reproduktionsmedizin in seiner Beitrag über „Künstliche Befruchtungen, neue Sexualitäten und die Bedeutung der heterosexuellen Urszene“ in einen ideologiekritischen Kontext. Er sieht in ihr den Ausdruck einer Ideologie der Verfügbarkeit, weil sie aus „dem Kind ein rational geplantes Projekt mit zahlreichen Beteiligten“ (S. 262) macht. Metzger

steht Annahmen skeptisch gegenüber, die „künstliche Befruchtungen als eine Möglichkeit der Selbstbestimmung und Unabhängigkeit“ (S. 273) betrachten. Die Delegation des Kinderwunschs an die Reproduktionsmedizin löse keine Machtstrukturen auf, sondern Macht werde nur verschoben.

Die Beiträge machen deutlich, dass (1) Männlichkeit immer noch ein „dunkler Kontinent“ ist, über den gerade wegen seiner Mehrdimensionalität nur hypothetisch gesprochen werden kann; (2) eine Annäherung an das Verständnis von Männlichkeit ohne das Verständnis von Weiblichkeit unmöglich ist; (3) in der vorgeburtlichen wie in der nachgeburtlichen Entwicklung die virtuelle oder reale Triade eine zentrale Rolle für die Herausbildung der männlichen Identität spielt.

Resümee: Das Buch ist eine Bereicherung für die psychoanalytische Theoriebildung und ein lesenswerter Band für alle an Geschlechterfragen Interessierte, Männer wie Frauen. ■

Kontakt: helmwart.hierdeis@web.de

Ausführliche Besprechung am 02.01.2018 in: socialnet Rezensionen, ISSN 2190-9245, <https://www.socialnet.de/rezensionen/22532.php>, Datum des Zugriffs: 16.04.2018.

Autor

Helmwart Hierdeis, Prof. Dr., em. Erziehungswissenschaftler (Univ. Erlangen-Nürnberg, Innsbruck, Bozen-Brixen), Psychoanalytiker



Professionalisierung des elementarpädagogischen Personals Internationale Befunde und Perspektiven für Österreich

Auf dieser wissenschaftlichen Fachtagung werden Befunde zu Professionalisierungsbemühungen aus internationaler Perspektive präsentiert und mit dem Stand der Professionalisierungsforschung in Österreich in Beziehung gesetzt. Die Fachtagung soll helfen, die gegenwärtigen Professionalisierungsbemühungen in Österreich auf eine forschungsbasierte, empirische Grundlage zu stellen. Durch eine Erweiterung der Diskussion um internationale Befunde werden wichtige Impulse für die weitere Professionalisierung des elementarpädagogischen Personals gesetzt.

Termin: 13.07.2018
Ort: Universität Innsbruck, Kaiser-Leopold-Saal
Information: <https://www.uibk.ac.at/psyko/aktuelles/>



Pfade in die Krise Einfluss der Unternehmerfamilie auf ihre Firma

Warum fällt es Familienunternehmen wie zum Beispiel Schlecker so schwer, einmal eingeschlagene Strategien rechtzeitig wieder zu verlassen? Warum schaffen sie es nicht, ihre Strategien angesichts veränderter Umweltanforderungen neu auszurichten? Thomas Treiber, Betriebswirt und Geschäftsführer eines mittelständischen Unternehmens, untersucht den Einfluss der Unternehmerfamilie auf das Entstehen und die Dynamik strategischer Entscheidungsprozesse in Familienunternehmen.

Publikation: Treiber, Thomas (2018): *Pfade in die Krise. Der Einfluss des Faktors Familie auf die Genese und Dynamik strategischer Pfadabhängigkeit in Familienunternehmen*. Göttingen: V & R unipress. (Wittener Schriften zu Familienunternehmen, Bd. 24)
ISBN 978-3-8471-0835-1

Open Access via <http://www.v-r.de>



Was heißt schon ALT? 20. Österreichische Gesundheitsförderungskonferenz

Die Konferenz bietet die Möglichkeit zum Fachaustausch zu gesundem Altern und ist zugleich Jubiläumsveranstaltung anlässlich „20 Jahre Gesundheitsförderungsgesetz“. Die Veranstaltung soll unterschiedliche Ansätze der Gesundheitsförderung zum Thema „Gesundes Altern“ aufzeigen. Die Beiträge in der Konferenz werden auf die zentrale Bedeutung des Themas hinweisen und zur weiteren Diskussion anregen. Es werden nicht nur internationale und nationale Strategien und Programme vorgestellt, sondern auch praktikable Wege und bewährte Methoden der Umsetzung präsentiert.

Termin: 20. bis 21.06.2018
Ort: TechGate Vienna
Information: <http://fgoe.org/news>

impresum

Medieninhaber: Österreichisches Institut für Familienforschung (ÖIF) an der Universität Wien
1010 Wien, Grillparzerstraße 7/9 | www.oif.ac.at/impresum | **Kontakt:** beziehungsweise@oif.ac.at
Herausgeber: Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Mazal | **Redaktion:** Dr. Isabella Hranek
Fotos und Abbildungen: Dantchev (S. 4) | Neuwirth (S. 5) | Psychosozialverlag (S. 6) | Universität Innsbruck, V & R unipress, FGÖE (S. 8)

Gefördert aus Mitteln des Bundeskanzleramtes über die Familie & Beruf Management GmbH sowie der Bundesländer Burgenland, Kärnten, Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol und Vorarlberg.
Grundlegende Richtung des Werks nach § 25 (4) MedienG:
Diese Zeitschrift informiert über Publikationen, Projekte und Aktivitäten des ÖIF sowie über familienrelevante Themen und Studien auf nationaler und internationaler Ebene in unabhängiger, wissenschaftlicher und interdisziplinärer Form.